

Wilhelm Bartsch
Meckels Messerzüge

Wilhelm Bartsch
Meckels Messerzüge
Roman



WALLSTEIN VERLAG

Jean Paul, der Wahrheit Freund, Feind aller Laster,
empfiehlt gewiß auch gerne diesen Knaster!

Tabakwerbung (1809)

Flöss' nicht das viele Wasser
dem Anatomen, daß er
hinein ins Menschen-Innre führe ...
Nur wasser-klar kann er obsiegen
mit seinen Messerzügen.

Albrecht von Haller

Klärender Bericht oder Lebens-Roman zu beider

Meckels Messerzügen.

Von August Albrecht Meckel von Hemsbach, Professor der Anatomie und gerichtlichen Medizin auf dem Bürgerspital zu Bern und wirklich gewesenem Oberjäger des Lützowischen Freikorps, mit der Erlaubniß, aber ohne prüfende Kenntnißnahme, durch meinen Bruder Johann Friedrich Meckel den Jüngeren, Professor der Anatomie zu Halle in Preußen.

Geschrieben für meinen Sohn, Johann Heinrich Meckel von Hemsbach, jetzt 9 Jahre alt, allein von ihm zu öffnen
1841 in seinem 22. Lebensjahre.

Wie man 1803 seinen Vater kochte

Ich war dreizehn Jahre alt, mein Freund Ludwig Wucherer erst zwölf, als das Unvorstellbare auch wirklich geschah – wir schnitten meinen Vater auf. Seine Eingeweide schwammen in weißlichem Wasser, und tatsächlich ragte die gewanderte Leber wie ein Inselberg daraus hervor. Die Hofrätin Meckel, deine Großmutter, musste eine große Schöpfkelle aus der Küche holen, weil die anatomische für die Ausschöpfung ihres Gatten einfach zu klein war. Wir köpften den Vater, natürlich vorsichtig, und wir weideten ihn aus. Dann entfleischten wir ihn und kochten seine Knochen. Das alles sollte für uns noch lange sehr weitreichende Folgen haben. Philipp Theodor Meckel, Edler von Hemsbach, hatte nicht nur von früh an unter Rheumatismen des Fleisches und der Knochen zu leiden gehabt, deren Schmerzen ihn bereits krumm gehen ließen, sondern auch, wie bereits unser Großvater Johann Friedrich Meckel der Ältere zu Berlin, an den typischen Vergiftungserscheinungen eines Anatomen und Arztes, zu dessen Aufgaben es auch zählte, mit der Fingerkuppe vom Urin und von den Gallensekreten der Kranken und Toten eine Probe des Geschmacks zu nehmen. Schon allein deswegen wohl war das Antlitz unseres Vaters dann allmählich bläulich und quasi bitter geworden, sein Appetit war geschwunden, die Verdauung hatte gestockt, das Auge war trüb und triefend und die Gesichtszüge hatten ihre Haltung verloren. Seine ganze Handlungsweise überhaupt hatte begonnen, jener Bestimmtheit zu ermangeln, die man an ihm gewohnt war und die unser aller bisheriges Leben mit Stolz, Freude und Bewunderung erfüllt hatte.

Die Bestimmtheit eines großen Anatomen, aber auch die unbefangene und warmherzige Art des wahren Arztes, auf Menschen zuzugehen, hatten unseren Vater Philipp Theodor Meckel all das erreichen lassen, was er selber wollte. Und mehr! Er hatte – um gleich einmal nur ein paar wichtige Nebensächlichkeiten zu erwähnen – halbwegs erfolgreich, zumindest in Halle, gegen Schnürbrüste angeschrieben und gewettert und eine Technik des zweihändigen Zufühlens bei Schwangeren entwickelt, die sich durchsetzte. Er hatte Mütter toter Kinder vor der Todesstrafe wegen Kindstötung erretten können, beispielsweise einmal, indem er nachweisen konnte, dass das tote Kind – und nunmehrige schöne Meckelsche Präparat – ein besonders extrem mißgebildetes und im Mutterleib verstorbenes Wolfsrachenkind gewesen war. In einem anderen Falle rettete er einem als Gattinmörder angeklagten königlich-preußischen Jägermeister das Leben, indem er in der in vier heißen Sommertagen schon gut verwesenen Leiche des angeblichen Schussopfers Millionen wimmelnde Maden nachwies, deren Gangaustritte in der Haut wie von Schrotkörnern hervorgerufen erschienen. Philipp Theodor Meckel entwickelte Besserungen bei der Schambeindurchtrennung und beim Gebrauch jener Friedschen Hirnlöffel, die die Köpfe toter Leibesfrüchte bei nötiger Kraniotomie schon im Innern so zerkleinern, dass sie mutterschonend und ohne sie vom Rumpfe abzureißen, wie es oft geschehen, herauszubringen sind.

In Göttingen war er ein Gleichberechtigter in der Runde mit Blumenbach, Lichtenberg und Albrecht von Haller, in Edinburgh und London befreundete er sich mit William und John Hunter und in Paris mit dem berühmtesten Embryologen und Geburtskundler seiner Zeit, mit Baudeloque. Sogar die Zarin Anna Pawlowna wünschte einmal, dass unser

Vater ihr Geburtsarzt sei. Er war dann in Sankt Petersburg so erfolgreich, dass er dadurch reich wurde, auch ohne, wie vom Zarenhaus erbeten, die ererbte Meckelsche Sammlung für 200 000 Rubel zu verkaufen.

Dennoch war sich unser Vater bis zu seinem Tode nie zu fein gewesen, häufig und aufopferungsvoll zu den Armen zu gehen und diese umsonst zu behandeln – freilich immer mit dem Hintergedanken, auch auf diese Weise und ohne allein den städtischen Armenvogt und die Directionen der umliegenden Zuchthäuser und Korrektionsanstalten zu bemühen, an »Cadavres« zu gelangen, besonders – wie später auch sein Sohn – an die Leichen möglichst frisch geschwängerter Weiber und Mädchen. Nicht nur dein Onkel Fritz, mein lieber Heinrich, konnte, manchmal sicherlich völlig unbewusst, sehr pietätlos werden. So beklagte unser Vater sich einmal bei der preußischen Regierung darüber, dass ihm zu wenige »Cadavres« zur Verfügung stünden. Selbst die vier kranken Veteranen im Lazarett wären als solche nicht zu erwarten, »weil sie leider ihrer baldigen Genesung entgegensehen« würden.

Unser Vater war aber im Gegensatz zu seinem Sohn Fritz, dem Haupt-Meckel und meinem Halbbruder, nicht so gleichgültig gegenüber einer breiteren Öffentlichkeit gewesen. Er stammte schließlich noch aus einer aufklärerischen Epoque, deren Licht in Halle besonders früh und hell erstrahlt war. Und so ahnten wir schon, noch ehe wir unsers Vaters Philipp Theodor so folgenreiches Testament kennenlernen mussten, was da auf uns zukommen könnte, als wir eines Tages in den »Wöchentlichen Hallischen Anzeigen« von Vaters Hand den Artikel »Von dem Nutzen der Zergliederung menschlicher Leichname« zu lesen bekamen: »Der Medikus, der Mensch, der Christ, können unzehligen Vorthail von der Kenntniß

des menschlichen Körpers schöpfen. Ersterem ist sie eben so unentbehrlich, als dem Regenten die Kenntniß seines Landes, oder dem Uhrmacher die Kenntniß der Uhr ist. Nur der Arzt, der vermögend ist, durch die undurchsichtigen Hüllen des Körpers so zu schauen, als ob sie von Glas wären, wird vermögend seyn, mit Zuversicht Mittel zu gebrauchen, wodurch er dem Uebel entgegen arbeitet. Man erlaube mir, ohne es zu beweisen, dass ich die Unmöglichkeit davon behaupte und darauf bestehe, dass man zu der Vollkommenheit, man sey Arzt, Feldscher oder Hebamme, durch nichts als mühsame Durchsuchung erblasster Nebenmenschen gelangen kann. Ohnerachtet, dass auch sogar Hohe hiesigen Ortes behaupten, dass ich mit Zerfleischen von Lebendigem mir zu thun mache, hoffe ich doch, dass der gemeinste Mann mich anders versteht, wenn er dies Blatt zu Händen bekommt.«

Schließlich war unser Vater nun selber ein erblasster Nebenmensch geworden, den zu durchsuchen er uns testamentlich zur Pflicht gemacht hatte. Auf einer Reise nach Eisleben zu einer Patientin im letzten Herbst vor seinem Tode hatte er kurz zuvor auch noch die traurige Entdeckung gemacht, dass seine Leber bis zur Nabelgegend herabgestiegen war. Mit dem Anfang des neuen Jahres entstanden Gelbsucht mit nun fast brauner Farbe, ein unaufhörliches und schmerzhaftes Würgen und Wassersucht in der Bauchhöhle.

Mein Sohn, erspare mir hier die Schilderung der Krankheitsqualen deines Großvaters und wie er schließlich starb. Ich habe es jedenfalls viel besser als er. Ich sterbe hier in unserem Hause in Bern an der manchmal sogar Freude erregenden Lungenschwindsucht.

Hör einmal, was Reil von deinem Großvater sagte, und zwar im »Halleschen patriotischen Wochenblatt«: »Selbst nach seinem Tode, so war es sein Wille, wollte er noch nüt-

zen, sich zu seinen Lieblingen sammeln, und durch sein Beyspiel das Vorurtheil des Pöbels im Reiche des Denkens zerstören. Sein Lieblingsaufenthalt war ihm die Galerie seiner Toten, wie dem Dichter ein romantisches Tal. Sein eigentliches Fach, die Anatomie, liebte er mit Enthusiasmus. Er kannte kein anderes Idol neben ihr; und eben dies macht groß in eigner Sphäre. Ein glücklicher anatomischer Fund war ein Ereigniß, das ihn mehr ergötzte, als andre große Lotteriegewinnste, und das selbst noch in seinen letzten Tagen mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit heitere Laune in die Züge des Trübsinns mischte. Er sah seinen Tod mit größter Bestimmtheit vorher und äußerte dies bey der Aufnahme seines letzten Willens mit großer Geistesgegenwart und Ruhe. Er litt, besonders in den letzten Wochen, unglaublich, doch standhaft; fürchtete den herannahenden Tod nicht, sondern nur die Art desselben und dies nicht ohne Grund, wie sein langsam und mit dem gewaltsamsten Kampf der Natur heranrückendes Ende bewiesen hat.«

Vielleicht sind Ludwig und ich auch deswegen nicht nur die jüngsten, sondern auch die tapfersten und fleißigsten Menschenmatzerierer gewesen, die es je gab. Tief unten in der anatomischen Küche unseres Laboratoriumsturmes in der Stadtmauer von Halle war ich an jenem 17. März 1803 auch im Kreise meiner anderen lieben Brüder, außer Fritzens, der an jenem Tage noch von Wien und Würzburg her unterwegs in das Riesenhaus war, schwer damit beschäftigt, meinen Vater zunächst zu tranchieren. Ich hatte mir dazu seine Unterkeulen auserkoren, deren Sehnen allerdings nur sehr schwer zu durchtrennen waren. Wenn mir und meinen Brüdern, und selbst dem Patenkind Ludwig, durch ihn, Philipp Theodor Meckel, dergleichen schon zur Pflicht gemacht worden war, so wollte ich solche Arbeit bei ihm doch wenigstens in einer

Körpergegend verrichten, die zuvor immer gnädig von Hosens- oder wenigstens Unterhosenbeinen verborgen gewesen war, so, wie sich auch der scheinbare Vater des Himmels durch sein Himmelsblau, seine Wolken, sein Sternenzelt oder die gerippten Gewölbe seiner Kirchen verborgen hält. Diesen Über-Vater zählten wir Meckels nicht mehr zur Familie. Überhaupt hielten wir Gottes Reich, im Gegensatz zu den Reichen der unbelebten Natur, der Pflanzen und der Tiere, nicht für existent. Zumindest hatte das Himmelreich ungültig zu sein für einen Meckel, welcher Werke der Auferstehung lieber selber mit Skalpell und Kanüle, mit Drahtschlinge und Kloschwitzer Kirschgeist verrichtet.

An wen also konnte ich mich an jenem Tage wenden in meiner Not? Mein geliebter Vater lag ja nun unter mir. Zu seinem Haupte wagte ich erst gar nicht aufzublicken. Da war auch nichts mehr. Es thronte bereits enthirnt und von einer Decke verhüllt oben auf seinem eigenen Schreibsekretär und erwartete, neben sich in einem Glas das entnommene Gehirn, den Freund und Kollegen, den Hirnanatomen Johann Christian Reil, zur weiteren Durchsuchung und schließlichen Entfernung seines wieder herabgezogenen Gesichtes und aller anderen Weichteile.

Er hatte uns alle dazu verpflichtet, diesen Körper zu zerlegen, indem er es testamentlich niedergelegt hatte. »Ich will durchaus nicht begraben sein«, schrieb er da, »und mache es den Meinigen zur unverbrüchlichen Pflicht, mich zu sezieren. Mein Knochengerippe soll künstlich zusammengesetzt werden und einen eigenen Schrank zur Aufbewahrung erhalten. Sollte sich irgendetwas Merkwürdiges in meinen Eingeweiden finden, so wird es nach den gewöhnlichen Methoden aufbewahrt, so wie ich meine beiden Kinder – ach Gott! – aufbewahrt habe.«

An Vaters Sektion meines noch so winzigen Brüderchens Friedrich habe ich, zu jenem Jahr selber noch ein Knabe, ebenfalls teilnehmen müssen, durchaus auch mit schauderndem Interesse. Allerdings war es mir da noch erspart geblieben, mit eigenen Messerzügen zu der Zerlegung des eigenen Fleisches und Blutes etwas beizutragen.

Mein Freund Ludwig war da etwas weniger heikel gewesen und hatte, von Vater dazu ermuntert und von seiner kundigen Hand dabei geführt, einen langen und eröffnenden Messerzug durch des Fritzleins Bauchdecke getan. Damit begann eine wenn auch nur kurze Zeit, wo ich meinen Ludwig überhaupt nicht mehr leiden mochte, denn fortan schien unser Vater den Ludwig mehr liebzuhaben als mich. Er nahm ihn bei jeder Gelegenheit mit in sein anatomisches Arbeitszimmer, wo er ihn an weiteren Sezierungen teilnehmen ließ. Mein Freund Ludwig handhabte das Skalpell dermaßen geschickt, dass unser Vater dann gegen die Eltern Ludwigs nicht nur seine Anstelligkeit rühmte, sondern wir alle noch lange Jahre danach überzeugt waren, dass sein anatomisches Talent den Knaben Ludwig Wucherer dereinst einmal unter die akademischen Würdenträger der Medizin in ihren fleischfarbenen Talaren bringen würde.

Anderthalb Jahre später war schließlich auch noch der kleine wunderschöne Philipp gestorben, und Vater, unter Ausschluss von uns allen, hatte den Filippo zwar zu sezieren und nach der Todesursache zu durchmustern vermocht, aber ihn auf kaltem oder heißem Wege zu matzerieren, das konnte er nicht. So entstand das Skelettlein des Philipp auf dem etwas längeren Wege der Fäulnismatzeration. Er kam in eine Kiste mit lauter Löchern und wurde hinter dem Gasthaus Zur Schwarzen Schürze in Giebichenstein, wo wir Meckels damals schon ein sommerfrisches Zimmer dauerhaft gemie-

tet hatten, ein paar Wochen lang unter Beigabe ungelöschten Kalks zur schnelleren Kolliquation seiner organischen Gewebe in die Saale gehängt. Später aber war ich selber noch an der Restreinigung von Filippus Knochen mit dem Schabemesser beteiligt worden. Freilich war auch Ludwig wieder dabei. Ich weiß noch, dass meinem Freunde da die ehrlichsten Tränen die Wangen herabließen und ich mich mit ihm nicht nur wieder vertragen, sondern an jenem Tage auf immer und ewig verschworen habe.

Das galt auch bei der Arbeit an meinem Vater. Mein Freund, der nun die Arme unseres erblassten Nebenmenschen und seines väterlichen Anatomielehrers zu entfleischen hatte, war zugleich auch derjenige, der mich notfalls nicht nur auffangen, sondern mich überhaupt dazu bewegen konnte, das zu tun, was ich tat.

Vaters lange krumme Beine sahen auch sonst sehr schrecklich und überaus fremd aus. Seine ohnehin großen Knie ragten empor. Sie schienen mir in ihrer wehrhaften Helle, ja in ihrer fast makellos gebliebenen seltsamen Schönheit sagen zu wollen, dass ich getröstet bleiben solle. Vaters Knie waren wie unvergängliche Planetenhalbkugeln. Sie würden durch seinen Tod hindurch Bestand haben und leuchten in dem kleinen Weltall seines Glasschranks.

Viel später, nachdem Ludwig noch die französischen Feldzüge von 1814 und 1815 mitgemacht hatte, erzählte er, wie er dann doch seinen endgültigen Abschied von der Anatomie genommen hatte. Bei Montereau an der Mündung der Yonne in die Seine unweit von Paris habe er einen vermißten Kameraden gesucht, Schmucker aus Merseburg, einen Jäger zu Fuß. Als er es schon aufgegeben und sich unter einer tiefhängenden Uferweide zum Trinken niedergebeugt hatte, sah er – und hörte er auch – die vielen Aale. Schmuckers Leiche

war dort mit einem Beine an einen Ast gehängt worden, und sein Oberkörper bewegte sich wie noch lebendig hin und her im Wasser.

Aber erst als mein Ludwig dann in Paris erfuhr, dass aus jener Gegend an der Yonne die schmackhaftesten Aale kamen, nunmehr für die Tafel der siegreichen Allianz, da habe er auf einmal wieder und sehr heftig an das traurige Kistchen in der Saale mit Philipps Überresten denken müssen und sei überhaupt wie nie zuvor in die tiefste Seelennot geraten. Nach seinem *De profundis clamavi*, das länger andauerte, als er es für möglich gehalten hatte, habe er beschlossen, fortan die Welt lebendiger und auch beseelter als ein Krieger oder Anatom zu betrachten.

Am Ende, so lautete übrigens der brummige Kommentar des kriegerischen Anatomen Johann Friedrich Meckel, wird er aber doch noch an der Knochenhand unseres Vaters vor den Thron seines Herrn geführt werden. Auch mich wird Vater bis an mein schon baldigstes Ende nicht lassen. Mögen seine Knie mir dann nach Sonstwohin voranleuchten!

Wir kochten Vater mehrere Tage lang mit Ätznatron. Die Schabemesser, das Scheidewasser und das Terpentinöl für die Knochen lagen und standen schon bereit.

Da es für mich nach meiner tieftraurigen und heftig verrichteten Tranchierarbeit um Vaters doch noch ganz tröstliche Knie herum nichts mehr gab, was ich noch hätte tun wollen, ging ich ein letztes Mal Vaters Kopf besuchen, von dem ich zwischendurch unseren kleinen Ferdinand hatte ruhen hören, dass er für die weiteren Bearbeitungsstufen enthüllt sei, zu denen nun Johann Christian Reil wieder eingetroffen war.

Der Kopf Philipp Theodor Meckels oben auf seinem Schreibpultaufsatz saß jetzt auf einem schwarzsamtenen Kis-

sen, das ihm die Hofrätin Meckel zum letzten Male nun untergeschoben hatte – nur dieses Mal nicht unter das bereits verarbeitete Gefäß ihres geliebten Gatten.

Reil stand lange vor dem Meckelkopf und las noch einmal die leidensgezackten testamentarischen Zeilen mit dem nunmehr dem Pergament zugefügten Siegellack eines dicken Blutstropfens aus dem Meckelschen Haupte.

Er ging hin und her wie in einem schlimmen Käfig und schüttelte immer wieder ungläubig seinen Kopf – eben gerade weil er selber ein eigentlich gläubiger Mensch war, vielleicht bis hin in die tiefsten Winkel seines Hirnes, die schon damals nach ihm als die *insulae Reilii*, die Reilischen Inseln, benannt worden waren.

So sah ich, mir ein bisschen zum Troste, diesen kraftvollen Friesen an einem solchen Tage ebenso ratlos und entkräftet wie mich, wenn mich meine Brüder und mein Freund Ludwig von unserer grässlich interessanten Arbeit schon fortgeschickt hatten, um Onkel Reil von ihrem Stande zu unterrichten – ich war ja, neben Fritz natürlich, Reils Liebling von all den damals noch vorhandenen Meckeln gewesen!

Einmal packte mich der sonst so kühle und berührungsscheue Reil und ich stand eine Ewigkeit im warmen Schraubstock seiner Arme und Brust. Tief bohrte sich ein nordischer Ehrenstern am Kragen seines Gehrockes in meine Wange, aber die harten Hände des großen Hirnanatomen, Klinikers und Psychologen spürte ich zittern auf meinem Kopf – bis mit einem Ruf der Begeisterung unser aller Irrwisch Ferdinand, zehn Jahre alt, hereinstürzte und rief: Onkel Reil, Onkel Reil, denkt nur! Unser lieber Vater ist ein Monster! Und nach einer Schnappatmung stieß er seine Sensation hervor: Er hat einen ganzen Haufen Knochen zu viel!

Ich stand nun Vaters traurigem Schreibsekretär zur Seite

und hörte vom Hof her den Aufschrei der Hofrätin, der irgendwie auch gleich noch in die Stadt gelangte, dort wie ein Wirbelwind umherlief und es schließlich bis in die jüngsten Annalen von Halle geschafft hat. Wenn er das nur erlebt hätte!, rief Philipp Theodors Gattin, wie würde er sich doch noch gefreut haben!

Philipp Theodor Meckel, der Sammler von Monstrositäten – oder von Bildungsabweichungen, wie es sein Sohn Fritz nüchterner ausdrücken würde –, war selber und ganz unbewusst ein lebendes Beispiel gewesen für eine schöne Fehlbildung, wie sie sein Sohn dreizehn Jahre später im zweiten Band seines »Handbuches der pathologischen Anatomie« beschreiben sollte: »Findet sich eine eigene, völlig getrennte überzählige Rippe, so erscheint sie entweder zugleich mit einem überzähligen Wirbel, oder sie bildet sich nur dem letzten Halswirbel oder dem ersten Lendenwirbel an.« Vaters Rippe war mit einem überzähligen Wirbel dem ersten Lendenwirbel sehr schön angebildet.

Ludwig trat damals feierlich herein, schob den Ferdel zur Tür hinaus und sprach quasi wissenschaftlich tapfer zu Reil: Wir sollten nun mit dem Kopf beginnen mit Ihrer ganz nötigen Hilfe, lieber Herr Professor! Vermuten Sie denn nicht auch, dass sich zum überzähligen Rippenwirbel noch eine tüchtige Sutura frontalis persistens gesellen wird?

Bei mir ist es jetzt genau anders herum, mein kleiner tapferer Mann, hatte Reil, der sonst nur seine Stentorstimme erklingen ließ, sehr traurig und kaum noch hörbar zum Ludwig gesagt. Er hatte das mit der Stirnnaht wohl bereits vor vielen Jahren vermutet, als er seinen Freund und Kollegen Meckel nämlich das erste Mal überhaupt zu Gesicht bekommen hatte.

Reil wollte es nun dem kleinen Ludwig Wucherer an-

scheinend noch näher erläutern und hatte sich dazu etwas herabgebeugt, da stand auf der Türschwelle – urplötzlich! – das von Würzburg herangeeilte neue Familienoberhaupt, Johann Friedrich Meckel der Jüngere, welcher schon in Göttingen und Berlin als die angesagteste Koryphäe unter den Promovierten galt auf dem weiten Feld der Missbildungen des Herzens. Er war stundenlang verzweiflungsvoll vor sich hin stammelnd in der Stadt herumgeirrt, wie noch lange Zeit später von Mund zu Mund berichtet worden ist.

Er hielt ein in verstärktes Leinen geschlagenes und reich versiegeltes viereckiges Paket unter seinem rechten Arm, mit seinem linken umarmte er mich, den zu ihm Hingestürzten, gleich gröblichst und nicht so zartfühlend, wenn auch fest wie Reil vorhin meinen Hals. Er sagte kein Wort und sandte keinem einen Blick.

Der wieder herbeigeschlichene Ferdel aber, sah ich, entzog das künftige Prachtstück der Meckelschen Kunstsammlung, die so sorgsam verpackte Nithart-Gothart-Zeichnung eines Dreigesichtes aus Würzburg, dem Arm Meckels und trug es wie eine allein ihm gehörige Beute in die Nachbargemächer zur näheren Musterung.

Meckel war sogleich auf das Schreibpult unseres Vaters zugegangen und hatte, schon während er auf den Stuhl dort gestiegen, mit einem Schlage wie ein Schoßhündchen zu winseln begonnen. Er umarmte das Samtkissen mit seiner so traurigen Last und, wie ich noch nichts gesehen habe auf der Welt, küßte die geschwellenen gelben Augenlider unsers armen Vaterkopfes jeweils drei Male auf das Zärtlichste. Nun weinte auch ich, Reil weinte, selbst Ferdel im Arme der weinenden Meckelin weinte. Mein Ludwig Wucherer schluchzte bedrohlich, und Philipp Theodor Meckel selbst weinte, es tropfte ihm links etwas Dunkleres vom gelbgrü-

nen Augenlide. Es hatte wohl niemals sonst in der Geschichte dieser Sippe so viele der überaus seltenen Meckelschen Tränen geregnet.

Was geschah weiter nach jenem so traurigen Märztag des Jahres 1803? Vaters Gerippe war schließlich gekocht, gut abgeschabt, gereinigt und zusammengesetzt worden, alles von uns. Seine Leber, die von ihrer Größe her durchaus auch einem Titanen wie Prometheus hätte gehören können, war nach ihrer Untersuchung mit den erwarteten traurigen Ergebnissen in einem Glasgefäß in Kloschwitz Kirschegeist zur belehrenden Anschauung versiegelt. Auch der extra angefertigte Mahagonischrank war pünktlich geliefert worden. Von Vaters Eingeweiden sind außer seiner Leber und seinen Kaldaunen das Herz und die anderen inneren Organe in einen versiegelten Topf aus Zinn getan worden, den ein eingrauerter trauernder Jüngling zierte, dessen zu Boden gerichtete Fackel im Erlöschen noch einmal ihren Rauch aufsteigen ließ. Es war dies das Hauptemblem jener Zeit.

Diese sterblichen Überreste des Professors für eine Geburtskunde des Menschen aus dem Grab Gottes ist dann noch in einen Marmortopf getan und in christlich geweihter Erde auf dem Stadtgottesacker zu Halle noch im Monat März des Jahres 1803 im stummen Beisein des Meckelschen Seelsorgers versenkt worden.

Dies geschah nicht nur Sitte und Anstands, sondern auch des Kirchensprengels wegen, in welchem auch Leute wie wir ungläubigen Meckels am Nachbarschaftsleben und an der Stadtpolitik unseren Teil zu nehmen pflegten. Philipp Theodor Meckel war immerhin ein in der Stadt und ihrem weiten Umkreis zuhächst beliebter Arzt und Daseinshelfer gewesen.

Sein Sohn Johann Friedrich Meckel der Jüngere war ein

paar Jahre später schon weltberühmt. In der Stadt trat er weiter nicht hervor – wenn er überhaupt in den deutschen Landen war. Zuweilen flanierte er aber durch ein paar Straßenzüge um das Riesenhaus herum und grüßte dabei niemanden. Er war auch stets unter einem sehr umfänglichen neapolitanischen Hut aus geschwärztem Fischbein so gut wie verborgen und spielte hinter seinem Rücken mit seiner kleinen schwarzen geflochtenen russischen Peitsche.

Die Kinder nannten ihn bald Meckel Menschenfresser, ihre Eltern zuweilen Onkel Oger.

Meckel zuckte darüber nur die Schultern. Binärbezeichnungen, sagte er, sind wenigstens schon mal ein ganz praktischer Anfang in der menschlichen Zootomie.

Zumindest einer aber stand von 1803 an unverrückbar hinter ihm in Halle, wenn auch nur als Skelett. Es sprach sich schließlich herum, sogar hin bis zu jenem Ersten Konsul, der sich gerade anschickte, Kaiser zu werden – als auch Meckel in Paris eintraf, um der Erste seines Faches zu werden.

Branntwein und Laudanum in die Tinte

An dieser Stelle ist nun etwas zu diesem begonnenen Buch zu sagen, mein lieber Sohn. Zuerst: Es wird davon nur ein Exemplar geben, nämlich deines.

Dieses somit einmalige Buch hat zwei Hauptfehler, die aber zugleich auch seine Kardinaltugenden sein könnten, denn es kämpft, wie es sich für naturforschende Anatomen ja auch gehört, mit der »millionenfachen Hydra der Empirie«, wie das Friedrich Schiller ins Bild hob. Mein Buch wird also eine Hydra, und ich kann wohl so gut wie nichts gegen sie tun, außer diese Hydra meinerseits zu umarmen.

Den zweiten Hauptfehler könnten jene Mittel bilden, mit denen ich die Flut der Tatsachen und Ereignisse in meinem Forscher- und Liebes- und leider auch Krieger- und Krankenleben mit diesem Buch auch zu bändigen versuche, nämlich wechselweise mit Branntwein und mit Laudanum.

Du hast ja inzwischen mitbekommen, wenn dein Vater in aller Ruhe sehr heiter ist oder aber, teils ausgelassen, teils in nahezu lodernder Geduld, auf manche entlegene Idee kommt und darin sogar tätig wird. Da dir beides aber bisher wohl eher gut gefallen hat, so hoffe ich darauf, dass diese Mittel auch meinem Buch dienen könnten. Dann ginge es mir vielleicht so ähnlich wie dem von mir und vor allem von deinem Onkel so hochverehrten Biertrinker und Dichter Jean Paul, der einmal folgendes von sich gesagt hat: Wenn ein Gedanke bei mir nicht in der Blase ist, so soll er auch nicht ins Gehirn.

Meine beiden Gedankenhilfen, Verwandte des Kulmbacher Bieres, verhalten sich zuweilen wohl noch etwas eigensinniger, indem sie die heraufbeschworenen fiebrig frisch illumi-

nierten Erinnerungsfetzen, seltsam geräumige Landschaften und irre genaue Geschehnisse zusammenschießen lassen. Sie machen, daß durch mein inneres Ohr ganze Gespräche sehr aufs neue aufleben. Ja sie haben, scheinbar intensiver noch als ehemals, auch ihr Odeur und liegen auf der Zunge mit noch verstärkterem Geschmack als früher. Solch ein very good Handicap, wie unser William Hunter sagen würde, bringt aber zugleich oft sowohl sein Leuwenhoekisches Mikroskop als auch seine Cooksche Fernröhre zur Betrachtung mit sich. Das heißt für mich: In dieser Erzählung folgt die Schreibfeder, so schnell und so gut sie eben kann, dem Auge und dem Ohr. Freilich schließt sich dem auch noch manche Visitation an, die dergleichen Protokolle und Diagnosen an vielen Stellen noch durchstreicht oder abändert, wenngleich dieses Visitationskollegium ebenfalls durch Doktor Branntwein und Professor Laudanum geleitet wird. Ich muss dann immer nur aufpassen, daß ich dich dabei im Blick behalte, mein lieber Heinrich, denn diese Ärzte interessieren sich wohl am wenigsten für diejenigen, die nach mir kommen.

Ohne Umschweif aber will ich dir an dieser Stelle, mein lieber Heinrich, auch gleich den tieferen Grund meines Schreibens an dich nennen, nämlich erstens dass du mich, deinen Vater, besser verstehen mögest, den du, durchaus nicht zu Unrecht, im Verdacht haben musst, dass seine Herzenswärme besonders gegen deine doch so liebe Mutter nur demonstriert ist und nicht aus einer wahren Glut kommt, und zweitens, dass du dich mit Meckel dem Jüngeren und mit dem Standort seiner Sammlungen, also Halle, wenigstens, mein Sohn – versöhnen mögest, mag auch dein Lebensziel nicht mehr in Bern liegen oder schon gar nicht in Halle, sondern in der Charité von Berlin, wo dein von dir hochverehrter Urgroßvater Johann Friedrich Meckel der Ältere so erfolgreich gewirkt

hat. Nach allem, was schon absehbar ist mit deinen fast zehn Jahren, wirst du wohl diesen Lebensweg nehmen, und vielleicht erreiche ich den zweiundzwanzigjährigen Leser Heinrich in diesem Augenblick seines Lesens ja bereits in Berlin, wo ich mich hier noch an einen bald Zehnjährigen in Bern wende. Jedoch weiß ich zum jetzigen Zeitpunkt selber gar nicht mehr so recht, ob ich vor allem dich zu etwas bewegen möchte oder doch eher selber eine Art Versöhnung anstrebe mit Meckel und Halle?

Das könnte mir wohl noch gelingen, ist doch der Ruheplatz meiner Gebeine in der Schweiz bereits gut gesichert und du, mein lieber Heinrich, musst mir nicht das antun, was meinem Vater auf dessen Befehl hin auch durch mich geschehen ist, nämlich zu einer knöchernen Spukgestalt der Lebenswissenschaften zu werden.

Dabei gehe ich davon aus, daß dir dein Onkel Fritz nur zu einem kleineren, wenn auch intensiveren Teil, nicht so angenehm ist, denn als du und ich ihn vor drei Jahren in Halle besucht haben, hast du dich ja meist eher hinter meinem Rücken aufgehalten, und du hast dich sogar geweigert, dir von Onkel Fritz die Meckelsche Sammlung zeigen zu lassen, wenn ich nicht, wie dann geschehen, mitgekommen wäre. Bei dieser Führung hast du meine Hand gar nicht mehr losgelassen, obwohl du, wie ich erst dabei festgestellt habe, aus dem Alter des Händchenhaltens ja schon seit geraumer Zeit herausgewachsen warst. Es muß allerdings mein wieder einmal recht makabrer und fataler Bruder selbst gewesen sein, der dir, wo dich doch schon das so lückenhaft grinsende Skelett deines Großvaters befremdet hat, den teratologischen Floh ins Ohr setzte, durch die Sammlungen geistere zuweilen auch ein nicht nur lebendig geborenes, sondern dann auch am Leben gebliebenes und ganz und gar ungeheuerliches Monstrum,

das aus zwei Mündern gleichzeitig Zaubersprüche auf Latein und in deutscher Übersetzung hervorstoßen könne. Das Gerücht von einer solchen Schreckensgestalt ist ja auch in der Stadt Halle wohl bis heute nicht verstummt, und so will ich dir im folgenden Kapitel jenes Wesen vorstellen, das in Wirklichkeit hinter jenem Ungeheuer steckte und das, wäre es nicht allzu früh eines so absonderlich verrückten, wenn auch überaus standhaften Todes gestorben, eines der Besten unseres Faches geworden wäre.

Ebenso frühreif wie dieser bist ja auch du, mein Heinrich, und vor allem: Du hast den Meckelkopf, das Wahrzeichen der Meckelschen Genies. Ich, dein Vater, habe ihn nicht, denn meine *Futura frontalis persistens* hat sich den Regeln gemäß schon bald nach meiner Geburt geschlossen.

Daß ich nicht in die Reihe der Meckelschen Genies gehöre, siehst du schon daran, daß ich jüngst nicht etwa ein dreibändiges Handbuch der Vergleichenden Anatomie wie dein Onkel Fritz veröffentlicht habe, sondern nur – und das auch noch zusammen mit einem Schweizer Kollegen namens Clias – eine doch eher dünne Broschur, in der meine Zeichnungen von Mädchen bei neuartigen Leibesübungen überwiegen, mit dem Titel »Kalisthenie oder Uebungen zur Schönheit und Kraft für Mädchen«, die denen, die mich kennen, eher von meinem seelischen Abgrund sprechen. So einem wie mir, der am ehesten noch zu den sicherlich auch unabdingbaren dienstbaren Geistern zählt, fällt, wie hier, auch naturgemäß die Rolle eines Chronisten zu.

Damit du Johann Friedrich Meckel dem Jüngeren jetzt schon etwas näher kommen mögest, leere ich ein weiteres Gläschen Brantwein und ziehe ihn fantastisch verlebendigt als ein Kind ungefähr deines Alters noch hervor aus meinen Erinnerungen, Gedankenspeichern und Visionen:

Der kleine Fritz wollte anfangs durchaus kein Leichenschnapper und -schnippsler werden, denn die häusliche Schularbeit mit Vater und seinen Cadavern stank ihm durchaus noch, und er tollte lieber draußen mit Hund und Katz oder schnöckerte in möglichst fremdsprachigen Büchern herum, um ihren Inhalt dann auf Deutsch zu erraten. Fritz konnte allerdings mit fünf bereits alle Vogelarten seiner Heimat bestimmen, mit sechs schon ganz gut Latein, mit sieben in London Etliches von William und John Hunters Anatomien-Englisch und mit acht in Paris sogar etwas gynäkologisches Französisch von Baudeloque, und Russisch konnte er umgangssprachlich sowieso. Die russische Zarin selber hatte ihm, zuerst hochschwanger und dann im Kindbett, auch noch ein paar köstliche Brocken russischer Poesie beigebracht, denn durch die kundigen Griffe und Anweisungen von Vater Meckel war sie in Sankt Petersburg eines gesunden Thronfolgers genesen.

Eines Tages nahm ihn nun der Professor Reinhold Forster mit auf sein Cabinett, das etwa neun Türen weiter von Meckels Präpariersaal auf der alten Residenz des Kardinals Albrecht lag, und zeigte ihm das erste Logbuch von Captain James Cook von dessen zweiter Südseereise. Fast jeder Erwachsene in Halle, aber wirklich jedes Kind dort wusste, dass der stattliche und immer laut polternde Onkel Forster, wie ihn diejenigen Kinder nennen mussten, die er auch zu sich vordringen ließ, ein Weltumsegler war, James Cooks Expeditionsleiter, der einmal auch dem sterbenskranken Captain in den antarktischen Gewässern dadurch das Leben gerettet hatte, indem er ihm aus seinem hingeopferten Mops Walter eine Kraftbrühe hatte kochen lassen.

Der ältere Herr Forster hat wieder einmal, begann Fritz auch sogleich, und mitten aus dem Cookschen Logbuch, mit

einer ahnungsvollen Übertragung ins Deutsche, da nahm ihm Onkel Forster das Logbuch von James Cook mit einem unwirschen Griff schon wieder weg und legte dem Knaben stattdessen ein viel prächtigeres Werk vor, nämlich seine »Indische Zoologie«, die zwar leider nur auf deutsch verfasst war, dafür aber mit wunderbar bunten Bildern versehen, als da etwa waren: die Horn-Eule Bakkamuna, der rothe Specht, das zweigespornte Rebhuhn, der Band-Kuruku, der getie-gerte Hayfisch und der Schneider-Quickstärz.

Der Quickstärz, rief da der kleine Fritz, ist aber kein In-der! Wenn der ältere Herr Forster mag, zeig ich ihm gleich eine *Causa tremula*, auch Bachstelze genannt, an einer von hier nicht fernen Stelle der Saale!

Weiterblättern!, befahl da aber Onkel Forster, der sich schon mit der Zähmung des Fritzen ganz gut auskannte.

Hinten aber angekommen beim immer andächtigeren und darum um so langsameren Blättern in dem Buch, entdeckte Fritz noch eine kleine vergilbte Zeichnung, die dort einge-legt war, ein dickes Strichmännchen, wenn es so etwas geben konnte, das stark lachte. Das dicke Strichmännchen sah aus wie der zeylansche Lippfisch, und Fritz musste lachen.

Dies bin ich, und das hat mein Georg gemacht!, sagte der Weltumsegler Onkel Forster laut vor Freude und ein biss-chen aus Ärger über Fritzens Gelächter. Der war damals noch viel kleiner als du und jedenfalls auch nicht dümmer!

Da überfiel Fritz, sagte mir dein Onkel später, erstmals die wahre Erleuchtung, dass auch der Mensch nur ein Lebewe-sen aus dem Tierreich war. Er wünschte auf einmal, mit den anatomischen Messern zu fahren auf der Südsee und auf der Nordsee des Lebens und leuchtende Erkenntnis darüber zu fischen, was es denn sei, dass den zeylanschen Lippfisch mal so ähnlich dem *Homo sapiens* Reinhold Forster und dann

wieder ihm so fremd werden ließ. Und Vaters Worte fielen ihm ein, als würde es ihm Philipp Theodor Meckel von Hemsbach als kleiner Mann in seinem Ohr so vorflüstern: Aber auch das Messer der Lebenswissenschaften führt man mit ganzem Herzen. Sonst zittert, mit dem Verstande allein gelassen, bald deine Hand!

Genau so!, hatte Onkel Forster damals noch gerufen. Sieh mich mal an! Wunderliche Augen hast du, Fritz! Blau wie Südsee-Lagunen im Schatten! Du wirst es sehr sehr weit bringen!

Danke, Onkel Forster, hatte Fritz da geseufzt. Ja, wenn ich mal so schöne Messerzüge wie mein Vater kann, will ich damit noch weiter als er in die Welt hinein fahren!

Mag nun dieser mit Branntwein und Laudanum intensivierte Kassiber auch auf den folgenden Seiten einerseits manchmal Congreveschen Racketen ähneln, die in der Gührde und dann zu Leipzig 1813 Schneisen mit Brandwundenfällen anrichteten, die noch nicht einmal ein für alles grauenvoll Neue aufgeschlossener Feldchirurg ertragen konnte, so mag dieser Kassiber andererseits auch jenem phantastischen Gewinn in der Akademie zu Neapel ähneln, in dem einmal nachts im Herbst von 1814 Hunderte aufgestörte Sepien noch ihre geräuschlos nordlichtartigen Schriftgewitter für uns veranstaltet haben, zumal wir behufs dessen auch alle Lichter gelöscht hatten. Manchmal nämlich muß man alle Lichter löschen, um überhaupt etwas zu sehen oder lesen zu können!

Dieser Kassiber entsteht, damit ein Stern erster Ordnung, nämlich der Meckels des Jüngeren, nicht in der Menge der weniger Bedeutenden verblasst, denn eines hat dein stolzer Onkel Fritz nie vermocht, nämlich in all seiner Pracht zu erstrahlen wie Cuvier, Geoffroy Saint-Hilaire und Lamarck

in Paris und die Hunters in London. Oder wie Albrecht von Haller noch zuvor, hier, in der Luzerngasse, in unserem Haus, hier in der Stadt, die, als lebte sie in dieser Hinsicht recht preußisch, ihr Kostbares nicht nach außen hin zeigt, sondern innen bildet und bewahrt, wie eine Auster ihre Perle – in Bern.

Du weißt, mein lieber Heinrich, ich jammere nicht, du staunst sogar darüber, wie lustig ich noch sei. Hier aber, für dich so viele Jahre später, die ich leider nicht mehr mit dir miterleben kann, darf ich jetzt auch einmal ein bisschen klagen: Mein Leiden, ja mein Sterben, muß ich wohl besser schon sagen, ist ja auch wirklich viel erträglicher als das von Johann Friedrich Meckel dem Älteren und das von Philipp Theodor, die ja quasi den leberfressenden Adler, wie von Zeus selber täglich ausgesendet, zu ertragen gehabt haben.

Ich kann ja das Skalpell nicht mehr richtig führen, denn meine Hände – das merkt man bei einer solchen Präzisionsarbeit, wie es die Anatomie ist, viel eher als Andere, haben mit dem Zittern begonnen. Mein Geist, mein Herz zittern nur selten einmal, aber so sehr zittern auch meine Hände freilich noch nicht, als dass ich nicht noch damit eine Feder übers Papier führen könnte.

Ich aber, der ich mich nun selbst als Phthisiker krank bis tief in die Knochen befinde und deswegen, mannhaft wie jeder unseres Clans, schon über die Schwelle ins Nichts zu blicken versuche, bin der geringste der Meckel, was ich allerdings von allem Anfang an doch mit einer gewissen Würde und sogar zu meinem Vorteil auch zu tragen gewusst habe, immerhin ja selber auch mit Wissen und Können begnadet genug, um die Nähe großer Männer dann auch würdigen zu können.

Mir geht es in meinen sich neigenden Tagen so: Alle Aus-

geburten dieser heutigen Zeit, die viel zu schnell geworden ist und so zahlreich wimmelt – und dazu auch noch meistens nur »einkräftig« ist, wie Jean Paul sagen würde, also sehr einseitig – sie alle treten gleichzeitig auf und sind zehrfieberhaft von innen her erleuchtet in ihrer sich plappersüchtig äußern- den Sprachverschlagenheit. Doch alles steht zugleich beinahe stille in mir vor lauter rasender Geschwindigkeit ...

Das macht das gedoppelte Opium in meiner Laudanum- tinktur.

Und ich sehe aus der dräuenden Nacht des Todes auf- zuckende Fratzen und lucide Gesichte, die manchmal über- deutlicher, ja wirklicher erscheinen als vielleicht das wirklich stattgehabte Leben.

Und das macht zuweilen der Branntwein, wenn er sich gefährlich mit der Opium-Tinktur überkreuzt. Hier mal als Beispiel mein Traum der mir jüngst vergangenen Nacht, der noch immer in mir umgeht, eine wüste Szene aus meines Glases Grunde, nimmer aber aus der so erhellenden Meckel- schen Welt seines Riesenhauses zu Halle:

Der Tod als Augereauscher Kürassier wagt sich erst über die Schwelle des Meckelschen Präpariersaales, als ihn dein Onkel Fritz mit einem Finger knapp zu sich herangewunken hat. Der Tod nimmt den Kürasshelm seines Schädeldaches ab, klemmt ihn sich unter den Arm und salutiert. Will er denn, sagt Meckel der Jüngere zum Tod, wenn er mir schon Honneurs macht, diese hübsche *Sutura frontalis persistens* vor mir verstecken? Und er reißt ihm das Schädeldach unter dem Arm weg und betrachtet die darin recht klaffende Fon- tanelle. Sein Helm ist ohnehin recht kriegsuntauglich, mit einer solchen Lücke, weiß er das, Monsieur Lamort? Was soll dieser schändliche Quartiermacher hier bei uns, Fritz!!, schreit da dumpf das väterliche Skelett von Philipp Theodor

Meckel von Hemsbach und zerschlägt, hervortretend, das Glas des Schrankes, in dem es sonst, eher sehr ruhig, hinter dem langen Arbeitstisch seines Sohnes steht. Es trug »ein wohlerhaltenes Kindergerippe wie eine Bienenkappe auf den Kopf gestülpt«, wie es im »Dr. Katzenberger« des Jean Paul steht – der mir also besonders gern auch in meine Träume folgt. Keinesfalls, schreit das Gerippe, erdulde ich diese scheißkaiserlichen Blicke! Am Ende klappert er mit seinen Wurstfingerchen noch meine Rippen ab, darunter das mir zusätzlich von der natura sine deo verliehene Rippenpaar befindlich ist! Das Meckelskelett, dein Großvater, lieber Heinrich, ergreift das Schädelchen von deinem nur zwei Jahre alt gewordenen Onkel aus demselbigen Schrank und schießt damit auf den Tod und schreit: Hier eine deutsche Totenkugel für dich! Oui, Monsieur Papa, sagt Meckel, nur ist ja Monsieur Lamort bereits so tot wie leider auch du! Da hauen sich schon die Skelette von Lamort und Meckel dem Mittleren mit ihren Schädeln, verkeilen sich im Kampf ineinander und stürzen schließlich zusammen mitsamt dem Kinderskelett zu einem unentwirrbaren Haufen Knochen.

Du aber, mein Heinrich, übe ab nun besonders an solchen Stellen doch deine Versöhnlichkeit mit Vater, Großvater und Onkel!

Ich vollbringe, wie du siehst, mein bisschen Weiterleben jedenfalls nicht durch das Einlöffeln von Schildkrötenbrühe, wie es Geoffroy Saint-Hilaire in Paris empfiehlt, oder durch rothe Rübensäfte und Erdbeeren, wie man es zu Halle an der Saale macht, sondern jetzt tue ich's, wie gesagt – und vor allem, wie ihr, du und deine Mutter, längst gemerkt! – neben den üblichen Gaben von Digitalis durch romantische Überportionierungen, im Sinne Doktor Browns, von Laudanum und Branntwein, und zwar nach einer von Röschlaub

in Bamberg, der ja beispielsweise vor ein paar Jahren auch noch Novalis versorgt hat, dann selbst als unhippokratisch verworfenen Kur auf meinen Tod hin. Auch unser einst so schrecklich an der Blase leidender Hausgeist Haller hat sich ja durch Opium gelindert und ist wohl dann, so sei es ihm gewünscht, auf dessen Flügeln aus dem Leben geschwebt. Albrecht von Haller, der wie die Amerikaner nur mit der Rechten aß, um auch bei seinen Mahlzeiten mit der Linken ohne Zeitverlust seine Bücher umblättern zu können, erteilte schon einige Zeit vor seinem Ende das Schicksal, indem ihm auch noch die Geister seiner etwa viertausend von ihm wissenschaftlich zu Tode gebrachten Tiere aufzulauern begannen, und zwar seit genau jenem Tag, als auch seine Kutsche in seinem neuen Wirkungsort Göttingen umgestürzt und seine geliebte Gattin unter den mit seinen Werken prall gefüllten Bücherkisten tödlich begraben worden war.

Nein, so soll es und wird es bei mir nicht enden. Meine Blase erfreut sich wie die jeanpaulische eher daran, was sie zu sich nimmt, und ich, dein lungenschwindsüchtiger Vater, muß auch nicht, dicht an der Pforte des Todes, in die dann bei der phthisischen Krankheit überwiegend kleinlich-kindliche Ausgelassenheit verfallen, sondern ich hoffe doch, meine cosmisch-tellurische Grundstimmung durchaus bis in das Ende bewahren zu können! Unangenehm will mir nur vor allem die nunmehr eingetretene beißende Hitze in den Handtellern und an den Fußsohlen erscheinen, denn dagegen helfen selbst Opium und Branntwein nicht mehr.

Wenn als ein Wahrzeichen der heutigen Zeit auf den Friedhöfen oft ein steinerner Jüngling seine Lebensfackel löschend in den Boden stößt, so ist meine Fackel in der Lunge und brennt noch. Ich huste heiße rote Schmetterlinge hier in Bern aus dem Fenster des Hauses von Albrecht von Haller, der das

letzte lebenswissenschaftliche Universalgenie auf Erden gewesen war, mein innigster Auswurf der Freuden, mein schon zum Tode entzündetes Blut fliegt durch diese herrliche Luft, aber meine heißen roten Schmetterlinge können nicht mehr landen auf dieser immer wieder irritierend schönen Welt, denn ich speie sie hinab in die rauschenden Fluten der Aare, die ihre stets frische Schlinge aus alpinen Flüssigsmaragden um den Hals der bürgerstrengen Stadt Bern legt, die uns so freiheitlich, dafür ganz ohne Herz, empfangen hat und die mich bis zu meinem Ende und euch dann Verbliebenen, so lange ihr wohl wollt, auch beherbergen wird.

Und ich kann aus diesem Fenster, wie wohl vor mir schon der eher weichherzige Albrecht von Haller, nicht nur die so frisch dahinrauschende Aare erblicken, sondern mal weit und mal nah in der Ferne die Kette berühmter Berge: Stockhorn, Niesen, Wetterhorn, Finsterhorn und in der Mitte die Eisriesen: Eiger und Mönch und daneben das wohl unbezwingliche Jungfrauenjoch, den höchsten Gipfel meiner Freuden und meines Schmerzes. Diesen Gipfel, das will ich dir hier schon einmal verraten, nenne ich vor mir selber nur Leo Eleonore.

Im eigenen Herzen geboren.

Niemals besessen.

Dennoch verloren.

In diesen unauslesbaren Zeilen des Barons und meines Kriegskameraden de la Motte Fouqué über seine Ur-Undine Elisabeth von Breitenbach ist auch mein Herzensschatz mit aufgehoben. Wenn ich nur noch wüsste, was das Schicksal mir damit sagen wollte, dass ich mein Skalpell gegen einen Blüchersäbel und meinen Edinburger Accouchierkoffer ge-

gen ein Indian-Pattern-Gewehr eintauschen musste, nur damit ich solch eine Liebeserfahrung zu machen hatte, die mich so unendlich bereichert hat – dabei allerdings ganz besonders mit Leid und Verlust! Nun, mein Lieber, das Schicksal will wohl eher rein gar nichts besagen, nur das Leben selber spricht sehr deutlich, wenn wir auch seine Sprachen meist nicht oder nicht richtig verstehen können.

Würdest du denn im übrigen auch daran zweifeln, dass ausgerechnet ein derartig schwachbrüstig angelegter Mann und zudem ein vermutlich – wie deine verwirrte gute Mutter meint – schwüler Anatom und Gerichtsmediziner wie ich einen Reitermarschall des Imperators Bonaparte beinahe um Kopf samt Kragen gebracht und ein Specialbehältnis genau dafür am Liebertwolkwitzer Tage der Völkerschlacht mit sich geführt hat statt eines Lützower Felleisens? Ganz bestimmt würdest du über diese Fantasia sogar heimlich und ein bisschen verächtlich lachen, und zwar noch mehr als an dem Tag, als du mir anscheinend noch nicht einmal glauben wolltest, dass ich in diesem unseligen ersten Welt-Krieg ein Eisernes Kreuz verliehen bekommen habe. Denn dieses Kreuz konnte ich dir ja tatsächlich und aus Gründen bis dato noch nicht zeigen.

Aber jetzt weiter, ich schreibe und schreibe. Und du, mein Sohn, lies einfach, lies und lies. In diesem Fließen mögen wir uns dann finden.

gesagt, der Kerl stand hier in Reih und Glied – soll er also Kriegsgefangener sein! Dann habe der Marschall selber drei benachbarte Bändchen Lafontaines aus dem Regal gezogen und sie dem verblüfften Offizier auch noch an die Brust gedrückt. Mein Ludwig, der spätere Meldereiter zwischen Blücher und Wellington in Waterloo, meinte nur, als Steffens dies erzählte, dass also unser Lafontaine eigentlich Napoleon gefangen genommen habe, weil er wohl auch mit seinem »Walther« von 1813 schneller und kräftiger gewesen wäre als des Kaisers eigene Parole »*élan et vitesse*«.

Es waren sehr intensive Wochen in Breslau und im Schlesi-schen gewesen, es hatte eine Menge zu üben, zu lernen, zu beratschlagen gegeben – und darüber hatte ich Leo allmählich vergessen, das heißt, ich wollte ihn wohl auch vergessen, seitdem uns mein Ludwig der Achtzehnte in so kompromittierender Stellung im Grase ertappt hatte.

In Dresden blieben Hauptquartier und Lützower nur für zwei Tage, danach gingen wir Schwarzen fürs Erste nach Leipzig. Es waren gar nicht die Zeit und Gelegenheit dafür, mit einem gewissen Fußjäger Wege zu kreuzen. Den so gewichtigen Hunter fand ich statt in der Kupferstichsammlung ganz praktischerweise in der Dresdener Accouchier-Anstalt, wo Carus' Vorgänger es sich zur gekrümmten dresdnischen Ehre anrechnete, solch eine Kostbarkeit an einen weltberühmten Kollegen wie Meckel ausleihen zu dürfen. Sie hatten das Werk auch schon in Wachstücher gewickelt und in ein Gehäuse aus Bast eingefügt und sogar, wie nebenher wohl von Meckel vorgeschlagen, mit zwei breiten derben Trageriemen für den Fall des Falles, nämlich den Kriegsfall, versehen.

Wir, Achtzehn-Dreizehn, sahen dann quasi sogar noch tönend Erz: Scharnhorst, Gneisenau, Blücher – diese drei.

Onkel Leberecht fragte sogleich nach seinem Riekchen in Halle – er hatte sein anderes, selber gemachtes Riekchen ja noch bei sich zu Hause aus erster Ehe.

Es scheint, als habt ihr fünfundzwanzig Percent gute Schanzen, die Kassa zu schnappen! Ihr müsst! Und denne grüßt mich und drückt nur mein Riekchen!, rief am Ende der partout jung gebliebene Held. Ich sah mit fast ein bisschen Eifersucht jenes weiche Funkeln in den Augen unseres paffenden preußischen Erlösers. So ähnlich muss es auch bei mir aussehen, wenn ich Friederikes gedenke oder bei ihr bin.

Wir rückten gar nicht erst mit auf Leipzig, wo in der folgenden Zeit, wenn auch incognito, die Flitterwochen vieler Voluntärs stattfanden, wie der Kommandeur der 3. Schwadron, von Mühlentfels, das Treiben der Lützower nannte, und zwar in Kombination mit dem zögerlichen Frühling auf den Promenaden und bis hinein in das Rosenthal, aber natürlich auch in Auerbachs Keller oder etwa in Klasigs Kaffeehaus. Ludwig und ich, Achtzehn-Dreizehn, sollten, um uns noch eine Weile zu üben für den großen Überfall auf die Kriegskasse in Halle, noch ein wenig in den meißnischen Landen und im Freiburger Revier insurgieren, also für die Lützower werben und vielleicht auch diesen oder jenen kleinen Handstreich gegen die Franzosen und ihre sächsischen Verbündeten verüben. Mit einem wie Ludwig Wucherer kam dann in den nächsten zwei Wochen in Sachsen eher noch etwas anderes dabei heraus, nämlich eine Stärkung der Preußen und ihrer Verbündeten vor allem durch hiesige Textilfabriken und Färbereien. Doch vor allem war uns als ersten Lützowern überhaupt ein mehr als frecher Partisanenhandstreich befohlen, und den hauptsächlich sollten wir uns während dieser Zeit durch die Köpfe gehen lassen. Wie verzweifelt musste mein Ludwig in seinem tiefsten Inneren sein, wenn

er auf eine solche Idee wie die mit der Kriegskasse in Halle gekommen war!

Aus der Nähe Eilenburgs noch in der Nacht des 3. zum 4. Mai von 1813 aufgebrochen – zwei Tage nach dem großen Vorspiel der Völkerschlacht, dem allgemeinen Gemetzel in Groß Görschen bei Lützen –, umritten wir schließlich und ohne eine jede Ahnung von alledem Delitzsch auf labyrinthischen Pfaden etwa zur vierten Stunde, wie man am fernher wehenden Eisenanschlagen des Delitzscher Nachtwächters hören konnte. Es war eine der wenigen schon oder noch milden und mondhellen, sternklaren Nächte im scheußlich feuchten und kalten Jahr 1813. Unglaublich, was sächsische Kraut- und Kümmelbauern so alles umzäunen und einhegen können! Das war der deutsche Flickenteppich noch einmal im Kleinen, diesmal für die Zwerge von Gurkistan und Petersilien. Jean warf seinen Kopf mit nahezu schnappenden Nüstern, er war jetzt wohl eher Iwan, und erwitterte hier nun seiner Vorfahrn fruchtbar kosakische Steppe.

Das Eisenanschlagen des Delitzscher Nachtwächters klang uns noch nach, und das ging mir beim zweiten Mal nun ganz wunderlich zu Herzen mit seinem bang – bang – bang – bang – bang. Delitzsch, Delitzsch, murmelte da hinter mir auch Ludwig, die Achtzehn, versonnen. Nie bin ich nach Delitzsch gekommen und komme auch jetzt nicht hin. Ausland! Dabei liegt es von Halle aus doch gleich um die Ecke.

Gleich um die Ecke, so fiel mir da sofort ein, beginnt immer auch die Fremde in den deutschen Landen.

Vertrauter als das Flick- und Pfschwerk der deutschen Lande fühlte sich für mich auf einmal der Hunter auf meinem Rücken an, ich merkte: Der Krieg gegen die Fremde um uns und auch in uns war nicht nur über uns gekommen, wir wollten ihn nun selber auch führen. In den Stuben unserer Gemü-

ter war alles Licht angezündet – nichts Unheimelndes mehr webte in den dunklen Ecken, und das Meublement à la Alle-magne zeigte seine tränenrührenden Verschrtheiten. Französi-scher Spott lag in der Luft und taxierte alles, bis man sich auch schon wieder ein wenig nach den deutschen Herd- und Ur-walddämmerungen, in die gute Weihnachtsstube genauso wie unter die im Sturm knarrende Eiche sehnte. So war das und so etwa war mir wohl erstmals zumute beim nächtlich irrenden Gang auf einem sonst schon mehr als Delitzsch heimatlich vorkommenden Pferde um Delitzsch herum. Vielleicht muss man, um jemals hineinzugelangen, ein Kriegspferd besteigen – aber man kann dieses Kriegspferd dann auch, so ahnten wir damals schon, zuweilen nicht ganz ohne beträchtlichen Zorn in den Kampf lenken, weshalb es wohl Leute wie den Jahn oder den Arndt geben musste, und dann noch den Körner. Schließlich vor allem solche wie wir, Achtzehn-Dreizehn, pa-triotische Buschräuber und heroische Geldkassendiebe.

Du siehst aus, lachte Ludwig Achtzehn hinter mir, wie ein reitender Denkstein aus der deutschen Vorväterzeit, Albrecht Dreizehn. Wir waren gerade über einen sächsisch-westfälischen Grenzstein hineingelangt in das, was man vor allem dann Heimat nennt, wenn man sie verloren hat.

Ach was!, rief ich lauter, als es Partisans und vaterländisch Übermannen gestattet ist, du weißt, dass das auf meinem Rücken der angelsächsische Wilhelm Jäger ist! Englisch ist Deutsch und Französisch Spanisch für einen Anatomen! Wissenschaftliche Leichen tragen keine Uniformen! Du findest alles unterm Messer – nur keine Nationen!

Ludwig lenkte mitten durch ein fesselhoch rauschendes Feld sein Pferd an meine Seite. Das Feld glomm und rauschte wie ein neuartiger, also englischer, Gespensterkaschmir aus Ludwigs Fabrik a.D.

Aber unter meinem englischen Tuchmesser, widersprach Ludwig dann, sehe ich schon, ob ein Stoff die Mexikanerin oder die Kosakin kleiden soll! Sag mir eins, mein lieber Albrecht der Dreizehnte und heimatlose wissenschaftliche Leiche: Warum rührt es so mein doch eher kaufmännisches Herz, wenn ich schon an den scheußlichen Erdkohlengeruch Halles denke, der uns gleich wieder in die Nase beißen wird?

Wir sind verspielte Kinder ohne Verstand jetzt, sagte ich, und der einzige Erwachsene auf Erden ist Meckel! Ich gebe gern zu, dass es mich öfter heftig zu meiner Arbeit an der Seite eines Genies hinzieht!

Hinter uns und über dem längst schon im Flachland wieder eingeebneten Delitzsch hatte der rosenfingrige Morgen begonnen, mit dem Schattenriss des Landsberger Felsens darin und seiner ehrwürdigen Doppelkapelle da oben.

»Er sah in die Uhr, und jetzt wieder. »Schon sieben?« sagte er«, deklamierte Ludwig Nummer Achtzehn da, und als ich mich verwundert, weil ich dachte, er rede noch in parodierender Weise von Meckel, nach ihm umsah, blätterte er gerade eines der Lafontaine-Bändchen von »Walther, oder das Kind vom Schlachtfelde« um. Wusstest du, mein Lieber, dass die, die ich beinah schon vergessen glaubte und auf die ich nun scheinbar wieder zureiten muss, eine Nichte von mir war?

Ich schüttelte meinen Kopf. In solchen Dingen war mein Freund nämlich bisher eher verschwiegen wie ein Grab gewesen.

Ich weiß auch sonst gar kein Hintenherum, sagte Achtzehn angesichts von Halle. Bisher nahmen wir immer die Haupttore für unsere Ein- und Ausfuhr. Aber wie macht ihr Rollfincker und Leichenschnapper aller zu Ende Gelebten und Geliebten das eigentlich immer?

Vom Wasserleichenam haben wir's gelernt, unkte ich mit der Wahrheit, und vom Oberfeldscher Meister Diez und seiner lappländischen Pökelfleischerfahrung! Auf keinen Fall haben wir dann Pferde, Säbel, Bomben dabei und auch noch riesige Tafeln mit aufgeschnittenen schwangeren Frauen auf unserem Rücken. Und verliebt sind wir am meisten in das, was frisch verstorben!

Wir waren bereits durch die Obstplantagen nördlich des Leipziger Tors geritten und stiegen nun vorsichtshalber ab. Ludwig musste mir helfen, den Vorväterdenkstein, wie er sich ausgedrückt hatte, von meinem Rücken zu bekommen, und da, auf einmal ziemlich ungehalten, fragte mein Freund, die Achtzehn, mich, die Dreizehn: Was, zur Hölle, macht eigentlich Meckel in unserem kindischen Krieg?

Auch Disteln à la Meckel haben ihre Honigkelche, konnte ich nur noch mit unserm Reil orakeln.

Ah ja!, sagte Ludwig Achtzehn, solche Honigkelche etwa wie im Krieg geschwängerte Mädchen, die dadurch ganz im Dienste der Lebenswissenschaften stehen – nein liegen, nämlich als Leichen!

Und weil er so hohe und hehre Ziele verfolgt, ergänzte ich noch zu Ludwig Achtzehns Verdruss, liefern wir ihm am Ende auch noch das Hirn eines Kaisers!

Na ja, seufzte mein lieber Ludwig da, was geht mich eigentlich Meckels Seele an, habe ich doch demnächst vor allem auch für meine eigene zu fürchten – wie heißt es da gleich bei unserm Lafontaine? »... dass der Engel in mir, in den Schlachten mit den wilden Thieren, zuweilen eine Schwungfeder aus dem goldenen Flügel einbüßt, halte ich für natürlich.«

Schon klopfen wir auf die natürliche, nämlich die studentische heimliche und vereinbarte Weise an jenem schiefen be-

rüchtigten Haus weit genug vor dem Galgtore an – aber uns wurde auch nach mehrmaliger Wiederholung nicht aufgetan. Wir fanden nur einen Zettel an der Tür vor, der noch nicht einmal uns meinen konnte: Ce n'est pas tout à fait ce que je voulais, Messieurs! Den Herrschaften zur gefl. Beachtung: Ich möchte eigentlich Nichts mehr annehmen, da ich wiederum zum Vicevorsitzenden der Kgl.-westph. Illuminierungs-Commission berufen worden bin! – Assur Aernstfall, Waarenhändler und Inhaber der Tabagie Zur Verzweiflung. Über Assur Aernstfalls Worte lohnte es nicht – wie immer – weiter nachzudenken, seine Halbrätsel, die andererseits zugleich Halbwitze waren, hatten noch nie eine klare Lösung gefunden.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2026
Überarbeitete und leicht erweiterte Neuauflage
Geiststr. 11, 37073 Göttingen
www.wallstein-verlag.de
info@wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Eva Mutter (evamutter.com),
unter Verwendung der Zeichnung
»Surgical anatomy« von Joseph Maclise (1851)
Druck und Verarbeitung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-8353-6023-5